

HEYNE <

MARC ROGER

Die Bücher
des Monsieur
Picquier

Aus dem Französischen
von Ursula Held

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Die Originalausgabe »Gregoire et le vieux libraire« erschien erstmals 2019 bei Albin Michel, Paris.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten, so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

Deutsche Erstausgabe 08/2021

Copyright © 2019 by Marc Roger

Copyright © 2021 der deutschsprachigen Ausgabe

by Wilhelm Heyne Verlag, München,

in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Str. 28, 81673 München

Redaktion: Joscha Faralisch

Printed in Germany

Umschlaggestaltung: Nele Schütz Design/Margit Memminger unter

Verwendung von shutterstock/Photology/Miracel Vaart

Satz: Vornehm Mediengestaltung GmbH, München

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN: 978-3-453-42388-6

www.heyne.de



Für Corinne

»... dass man Bücher nur schafft, um über
den eigenen Atem hinaus sich Menschen zu
verbinden und uns so zu verteidigen gegen
den unerbittlichen Widerpart alles Lebens:
Vergänglichkeit und Vergessensein.«

Buchmendel (1929), Stefan Zweig

»Chaque enfant qu'on enseigne
est un homme qu'on gagne. –

Mit jedem Kind, das man unterricht-
tet, gewinnt man einen Menschen.«

Écrit après la visite d'un bain (1881),
Victor Hugo

1

Bevor ich hochgegangen bin, haben sie mir alles genau erklärt. Nicht vertraulich tun. Nicht duzen. Du siezt sie, und du sprichst sie mit Madame oder Monsieur an, immer gefolgt vom Familiennamen. Schau auf ihre Medikamentenschachteln, da stehen Name, Zimmernummer und kryptische Hinweise für das Pflegepersonal, aber die müssen dich nicht interessieren.

Seit einem Monat arbeite ich in der Küche, jetzt teile ich zum ersten Mal Essen aus. 11 Uhr 17. Zimmer 28, zweite Etage. Joël Picquier. Das Pflegeheim, die *Résidence Les Bleuets*, ist ein lang gezogenes Gebäude am Kanalufer. An der geschlossenen Zimmertür klebt eine Aufschrift, in kursiver Schrift: *Pauca meæ*. Keine Ahnung, was das bedeutet. Ich stelle den Wagen an der Wand ab und raste mit dem Fuß die Bremsen ein. Ich klopfe an. Drei Mal. Gut hörbar. Und sofort antwortet eine heisere und trotzdem wache, überraschte Stimme:

»Ah, schon? Einen Moment bitte.«

Ich warte ein paar Sekunden. Auf dem Wagen stehen noch vier weitere Essen. Unter den durchsichtigen Warmhaltedeckeln hat sich eine Kondensschicht gebildet. Ich habe die Ohren aufgestellt und höre, wie eilig Papier zusammengeräumt wird.

»So! Na ja! Gut! Komm rein ...«

Ich öffne die Tür. Als er mich sieht, kneift er die Augen zusammen, zögert – und dann, als er sicher ist, dass ich nicht die übliche Hilfskraft bin:

»Ah, ein Neuer? Ist Béatrice etwa krank?«

»Nein. Aber ich glaube, ihrer kleinen Tochter geht es nicht gut. Sie hat sich einen Tag freigenommen. Freut mich, Sie kennenzulernen, Monsieur Picquier. Mein Name ist Grégoire.«

»Na schön. Stell es da hin.« Er deutet auf eine freie Ecke des Tisches, der ansonsten mit Büchern und Papieren belegt ist. »Wundere dich nicht, dass ich dich duze. Ich duze hier alle.«

»Das stört mich nicht.«

Mit dem Teller in den Händen betrete ich das Zimmer.

Es ist wie in einer Schachtel. Einer Höhle. Die vier Wände sind von oben bis unten mit Büchern zugespflastert. Acht Quadratmeter. Zwischen Tisch, Bett, Stuhl, Sessel, Kommode, Wandschrank und Nachttisch bleibt nur ein schmaler Gang frei, gerade groß genug für zwei Dreifuß-Gehhilfen. Im Eingang, inzwischen also hinter mir, lehnt ein zusammengeklappter Rollstuhl an der Wand, gleich neben der Falttür zur Dusch-

ecke mit Waschbecken und WC. Das Fenster ist zur Hälfte bedeckt mit Post-its und Zeitungsausschnitten, die ich aus der Ferne nicht entziffern kann, es lässt das Licht aus dem Uferpark nur tröpfchenweise herein. Fast wie in einem Sarg, so steht der alte Mann vor mir, er erscheint mir wie maßgeschneidert für den kleinen Raum. Ein Graf auf seinem Gut, tadellos gekleidet. Und das nicht aus Selbstgefälligkeit oder Überheblichkeit, sondern um seine Selbstachtung zu bewahren, so versichert er allen, die darüber staunen. Er trägt feine, dunkle Baumwollsocken und schwarze Ledermokassins. Eigentlich bevorzugt er Schnürschuhe, aber da machen seine Hände nicht mehr mit.

Die Kollegen haben mich vorgewarnt, aber deswegen bin ich nicht weniger erstaunt. Entsetzt eigentlich. Alles ist sauber und ordentlich, da gibt es nichts zu meckern, und trotzdem ersticke ich. Der Geruch von Putzmittel und altem Papier, die Heizung, ich weiß auch nicht. Ich bekomme keine Luft. Den alten Mann amüsiert das.

»Beeindruckend, nicht wahr? Schau dich ruhig um.« Er nähert sich dem Teller, nimmt den Wärmedeckel ab und schaut darunter. »Und, was hat der Maître heute zusammengeköchelt?«, witzelt er, als er zwei halb mit Püree bedeckte Fleischscheiben erblickt.

Vom Teller steigt Dampf auf und erinnert mich an die drei Gerichte, die im Flur auf mich warten.

»Guten Appetit, Monsieur Picquier. Sobald ich fertig bin, schaue ich noch einmal bei Ihnen vorbei.«

»Nimm dich in Acht vor den alten Hühnern! Vor dem Fuchs haben sie Angst, aber Rotschöpfe mögen sie. Dein Gesichtchen ist ganz nach ihrem Geschmack.«

Mein Gelächter klingt wenig überzeugend.

»Das ist Altenhumor, daran musst du dich gewöhnen!«

Das habe ich.

Obwohl wir die Bewohner offiziell mit dem Familiennamen anreden sollen, machen wir uns untereinander gerne ein bisschen lustig. Wir benutzen alle möglichen Spitznamen, um gute oder schlechte Eigenschaften hervorzuheben. Die meisten sind wenig schmeichelhaft, manche aber klingen liebevoll, fast poetisch.

Monsieur Picquier heißt bei allen nur »der alte Buchhändler«, und dabei schwingt diese seltsame Hochachtung mit, die man vor Menschen hat, die man als besonders wahrnimmt, ohne genau zu wissen, woher diese Besonderheit kommt. Es ist wie eine Legende, die wir Aushilfen uns weitererzählen. Monsieur Picquier, der alte Buchhändler.

Vor sieben Jahren hat er alles verkauft. Dort, wo jetzt ein Quickburger ist, war früher die Buchhandlung *L'Ittéraire Bis*. Aber die habe ich nie gekannt.

2

Ich bin gerade achtzehn geworden. Nach Collège und Lycée ging es für mich sofort ans Arbeiten. Ich hab die Kurve nicht gekriegt. Eigentlich ist es ganz einfach: Laut Statistik bestehen achtzig Prozent das Abitur. Aber ich bin unbemerkt auf die Seite der zwanzig Prozent gerutscht. Ich weiß nicht mal, ob ich in diesen Statistiken überhaupt auftauche. Die Lehrer haben mich jedenfalls nie wahrgenommen. Egal, welches Fach gerade dran war, Grégoire Gélin war abwesend anwesend. Wie einer, der durch Wände gehen kann.

Schon in der achten, als das mit der Berufsvorbereitung losging, habe ich Panik geschoben. All diese Berufe, für die man diesen oder jenen Studiengang braucht ... keine Ahnung, aber für mich war das, als würde mir eine Tür nach der anderen vor der Nase zugeschlagen. Ich habe mit meiner Mutter darüber gesprochen:

»Diese Berufsberater haben keine Ahnung. Ich habe gesagt, ich würde Bäume mögen, und da hat er

vorgeschlagen, ich sollte Forstwirtschaft studieren. Dafür braucht man aber ein naturwissenschaftliches Profil, und Mathe kapiere ich nicht. Was soll ich denn machen?«

Meine Mutter meinte darauf ganz pragmatisch:

»Geh arbeiten, so wie ich in deinem Alter!«

Die Stadtverwaltung suchte Aushilfen, aber das Grünflächenamt war eine Pleite. Mir hätte es dort gefallen können, ehrlich, draußen sein ist mein Ding, aber mein Job bestand aus Rasenmähen und Laubblasen, den ganzen Tag, und am Ende habe ich noch Hundekacke und kaputte Flaschen eingesammelt. Ich hatte schnell die Nase voll. Meine Mutter kennt Monsieur Théron, den Beigeordneten für Soziales, er hat dann seine Beziehungen spielen lassen, seinen direkten Draht zur Leitung von *Les Bleuets*. In meinem Arbeitsvertrag heiße ich »Hilfskraft für Krankenhausdienste«. Fünfunddreißig Stunden die Woche. Madame Masson, die Leiterin des Pflegeheims, hat mein Gehalt selbst festgelegt. Ein klein bisschen weniger als der Mindestlohn, um meinen Status als Ungelernter zu unterstreichen. Ich habe ohnehin keine Wahl. Meine Mutter meinte zu mir:

»Endlich habe ich mal ein bisschen Luft!«

Mit meinem Lohn beteilige ich mich an den Haushaltskosten. Das ist die offizielle Seite. Ich selbst nenne mich APDAM – ahnungsloser Praktikant, der alles macht. Der alte Buchhändler sagt dazu »Faktum«. Inzwischen kann ich darüber lachen.

In der Küche bin ich an einem 1. Februar gelandet. Die brauchten unbedingt jemanden, also bin ich hin. Draußen war es kalt, so um die drei, vier Grad, mehr nicht. Drinnen das absolute Dampfbad, siebenundzwanzig Grad, das heißt, kurz vor Mittag, als Jean-Mi, der Küchenchef, das Tagesgericht fertig hatte, waren es sicher dreißig. Einen Monat arbeite ich jetzt da und habe in dieser Zeit vor allem gelernt, dass man in Küchen bestimmt keine ruhige Kugel schiebt.

Sechzig Gerichte, mittags und abends. Vierzig im Speisesaal, zwanzig auf den Zimmern. Es gibt zwei Küchenhilfen, Marie-Odile und Chantal, denen ich, so gut es geht, zuarbeite, indem ich schweißgebadet zwischen Vorratsraum und ihren Arbeitsplatten hin und her renne. Mir gefällt es. Ich schäle Kartoffeln und wasche Salat. Wir hören Radio auf Partylautstärke. Wir reden dummes Zeug, aber oftmals schimpfen die beiden auch:

»Vier müssten wir sein! Immer wird hier runtergespart, die saugen uns aus.«

Weil ich der Neue bin, muss ich die Misere bezeugen. Aber es stimmt, wenn ein, zwei Leute mehr da wären, würde es das Arbeitspensum erleichtern. Besonders nach dem Essen, wenn alles sauber gemacht und weggeräumt werden muss, zwischen den ratternden, dampfenden Geschirrspülern. Das ist echt hart. Am Ende sind wir durchnässt und stinken so übel, dass man kotzen möchte.

Im Speisesaal sind es sieben, vier Frauen und drei

Männer, die sich je nach Bedürftigkeit verteilen. Ich habe gesehen, dass vier Bewohner gefüttert werden. Die anderen schlagen sich, so gut es geht, alleine durch. Und nach dem Essen: Was soll ich sagen? Mich erinnert das an die Schulkantine und das Chaos, das wir immer veranstaltet haben, wenn es Erbsen gab. Aber was man da macht, strengt auch den Kopf an. Entweder du hast Mitgefühl, oder du hast keins. Es gibt alte Leute, die einfach zumachen, die sich an jedem Bissen verschlucken, die sich wegen nichts beklagen – wenn man es dann noch schafft, Späße zu machen und freundlich zu bleiben, dann läuft es. Wenn man aber ungeduldig wird, kann man sehr schnell verletzend werden oder gar übergriffig, wie sie es nennen. Und das hat nichts mit Bössigkeit oder so zu tun: Man hält es einfach nicht mehr aus, ständig seine Bewegungen und seinen Tonfall zu kontrollieren. Wenn es richtig schlimm wird, rufen wir einen Kollegen, der einspringt, und dann geht man erst mal raus und versucht, mit einer Zigarette oder einem Kaffee runterzukommen. Wenn es dieses Miteinander nicht gäbe, würde die Stimmung ganz schnell kippen. Denn über uns steht die Pflegeleitung, die uns pausenlos einhämmert:

»Vergessen Sie nicht, dass Sie mit Menschen zu tun haben!«

»Vergessen *Sie* nicht, dass wir auch Menschen sind!«, erwidern dann manche, die einfach nicht mehr können.

Für die Essen auf den Zimmern gibt es fünf Kräfte, die je vier Bewohner versorgen. Die Hölle. Hier wird nicht mehr mit dem Löffel, sondern mit dem Trichter gefüttert. Monsieur Picquier gehört zu denen, die auf dem Zimmer essen. Er könnte auch runter in den Saal gehen, aber seine Parkinson-Krankheit schränkt ihn immer mehr ein. Vor allem aber ist es sein Wunsch, die Mahlzeiten allein zu sich zu nehmen. Das »Gegröle« im Speisesaal deprimiert ihn, meint er. Und versichert gleichzeitig, dass das nicht arrogant oder herablassend gemeint ist, sondern dass er sich einfach seelisch nicht dazu in der Lage fühlt.

»Wenn man immer weniger wird, so wie ich«, meint er. »Und dabei noch klar sieht, dann leidet man weniger, wenn man allein ist. Der Anblick der anderen hält einem unweigerlich den eigenen Verfall vor Augen.«

Vor drei Jahren, als sein behandelnder Arzt die Krankheit zum ersten Mal diagnostizierte, wollte er es erst nicht glauben. Doch dann häuften sich die Symptome, und elf Monate später war er gezwungen, die Entscheidung zu fällen, die ihm sein Arzt schon nahegelegt hatte. Haus, Auto und Buchhandlung, er hat alles verkauft, um das Pflegeheim bezahlen zu können, zweitausendfünfhundert Euro monatlich alles inklusive. Besonders traurig fand er, sich von Tausenden Büchern trennen zu müssen. Als ich wieder in sein Zimmer komme, nachdem ich mich um das Essen seiner Flurnachbarn gekümmert habe, höre ich zu, wie er von seiner Bibliothek erzählt wie von einem

geliebten Menschen, der gerade verstorben ist. Mit einer kreisförmigen Bewegung seines rechten Arms deutet er auf die Zimmerwände, und mit kummervoller, verzweifelter Stimme erklärt er mir die Aufschrift an der Tür.

»*Pauca mea*, das ist Latein und bedeutet: ›Das Wenige, das mir von ihr bleibt‹. Das, was du hier siehst, ist nur ein Zehntel dessen, was mir auf der Welt am meisten bedeutet hat. Es war grauenvoll, mich für diese dreitausend entscheiden zu müssen, sie den anderen vorzuziehen. Ein Schmerz, als würde man amputiert. Hast du schon mal von Phantomschmerz gehört?«

»...«

»Das abgetrennte Körperteil juckt und kribbelt, aber du kannst dich nicht kratzen. Ein Albtraum. Stell dir das mal vor! Siebenundzwanzigtausend Bücher, die ich nicht mehr in die Hand nehmen kann!«

Wie soll ich mir das vorstellen? Ich kann ihm ja nicht sagen: »Bücher? Bei mir zu Hause gibt es kein einziges.« Also erwidere ich mitfühlend, ohne groß zu überlegen:

»Sie sprechen über Ihre Bücher, als wären sie Ihre Familie oder Ihre Freunde.«

»Ja, genau so ist es.«

»Monsieur Picquier, würden Sie mir Ihren Teller geben? Ich muss weiter, die Mädels aus der Küche haben gesagt, ich soll mich beeilen.«

»Ja, ganz recht. Aber komm gerne wieder. Ich laufe nicht weg.«

Immer wenn ich kann, schaue ich bei ihm vorbei. Nicht sehr lange, denn nach der Arbeit bin ich komplett erledigt. Aber der alte Buchhändler in seinem Zimmer wirkt auf mich wie ein Magnet. Es ist wirklich komisch, aber einmal am Tag muss ich zu ihm. Mir ist schon klar, dass ich von kaum etwas eine Ahnung habe, ich ziehe ja ganz enge Kreise zwischen der Arbeit in *Les Bleuets* und der Zeit zu Hause mit meiner Mutter. Er aber ist ein richtiger Kopf, ein ganzes Leben voller Bücher, eine riesige Erfahrungsquelle. Aber was suche ich da eigentlich? Was tue ich bei diesem alten Mann, zwischen lauter Büchern? Übrigens hüte ich mich, die Bücher anzufassen oder gar aufzuschlagen. Vielleicht aus Angst? Ich weiß es nicht. Sicher ist das mein Schultrauma. Der alte Buchhändler spricht mich nicht darauf an. Aber ich bin ja nicht blöd, ich merke wohl, was er vorhat. Er lässt ein Buch herumliegen, damit ich den Titel sehen kann. Einen Titel, der mich neugierig machen könnte, glaubt er. Es ist wie ein Spiel: Ich lasse ihn in der Annahme, dass Lesen mich null interessiert, und er tut so, als habe er Wichtigeres zu tun, als mich umzustimmen. Was ist da falsch gelaufen in der Schule, dass ich zwei Jahre danach noch vor dem zurückschrecke, was sie am besten verkörpert: Bücher, die mich zugleich faszinieren und anwidern. Mir widerstrebt es, auch nur eines von ihnen durchzublättern. Monsieur Picquier würde sich freuen, das weiß ich. Aber so schnell werde ich nicht weich. Es ist wie ein stilles Abkommen. Der Status quo ist uns

nicht unangenehm und hält mehrere Wochen, bis dieser unüberlegte, selbstgefällige Satz fällt:

»Monsieur Picquier, Sie sagen mir doch immer, dass ein Tag, an dem man nicht liest, ein nutzlos verbrachter Tag ist. Aber seit ich Sie kenne, habe ich Sie nie lesen sehen.«

»...«

Ich muss etwas wirklich Dummes gesagt haben. Sein Schweigen dauert mindestens dreißig Sekunden. Ich wage nicht, ihn anzuschauen.

»Es muss dir nicht leidtun. Dein Einwand ist nicht besonders zartfühlend, aber er ist gerechtfertigt. Es hat einen ganz einfachen Grund, warum ich nicht mehr lese: Ich kann es nicht. Sieh mal, wie meine Hände zittern. Ich weiß, du denkst jetzt, ich könnte das Buch auf ein Pult legen, aber außerdem lassen mich meine Augen im Stich. Der grüne Star hat gewonnen. Da hilft nichts mehr, keine Tropfen und kein Laser, nicht einmal Großschrift. Ich habe es versucht. Aber mit dem Lesen ist es vorbei. Was bleibt, ist die Musik.«

Ich bin unfähig, irgendetwas zu sagen oder zu tun, ich bewege mich nicht, mache mich so klein wie möglich. Monsieur Picquier hebt die rechte Hand zu dem CD-Spieler, den er neben seinem Sessel platziert hat, drückt auf *Play* und dreht die Lautstärke auf. Über das Display schiebt sich eine grüne Digitalschrift: *Mahler, 5. Symphonie, Adagietto. Der Tod.* Musik zum Weinen. Wie kommt das? Ich habe keine Ahnung. Eigentlich ist das öder Alte-Leute-Kram. Und

trotzdem erwischt es mich kalt. Mein Herz stockt. Vor allem schäme ich mich.

»Grégoire?« Monsieur Picquier ist mein betrübter Hundeblick nicht entgangen. »Grégoire, sag mal, kannst du lesen?«

»...«

»Wir sprechen darüber, wenn du wiederkommst. Lass mich jetzt allein.«

3

Ich brauche zwei Tage, um das zu verdauen, um mir die Szene tausendmal vorzuspielen und zu meinen Gunsten umzuschreiben, damit ich nicht so erbärmlich erscheine. Irgendwann gehe ich wieder zu ihm, ich klopfe wie gewohnt an seine Tür und warte. Auf sein »Herein!« betrete ich das Zimmer. Er sitzt in seinem Sessel. Ich gehe auf ihn zu und reiche ihm unterwürfig die Hand.

»Monsieur Picquier, was ich da letztes Mal gesagt habe, war nicht richtig. Ich möchte mich deswegen entschuldigen.«

Ich habe ihn offenbar geweckt. Er hebt den Kopf, seine Augen lächeln mich an, dann hält er mir eine zitternde Hand entgegen, die meine ungemein sacht schüttelt. Seine Haut. Wie das Seidenpapier in einer Schachtel mit Luxusparfüm.

Er streckt die eingesunkenen Schultern und setzt sich auf.

»Grégoire, ich nehme deine Entschuldigung an.

Die zwei Tage, an denen du nicht da warst, haben mir mehr zugesetzt, als du denkst.«

Mit einem Mal sehe ich klar.

»Monsieur Picquier, ich möchte ehrlich zu Ihnen sein. Lesen ist überhaupt nicht mein Ding, und was mein Arbeitspensum betrifft ...«

Er unterbricht mich:

»Da erzählst du mir nichts Neues.«

»Also ...«

»Also was?«

»Die Direktorin mag Sie doch sicher, oder?«

»Ja, das darf ich wohl behaupten.«

»Also, ich habe folgenden Vorschlag: Ich lese Ihnen eine Stunde am Tag vor, das wäre doch genial, oder? Damit helfe ich Ihnen aus der Klemme, und mir kommt es auch entgegen, denn dann habe ich eine Stunde weniger in der Küche. Nur eine Stunde! Monsieur Picquier, würden Sie die Direx fragen?«

Meine Stimme klingt flehend und zweifelnd zugleich, ich möchte ihm gefallen, na klar, und gleichzeitig habe ich das Gefühl, mich zwischen Pest und Cholera zu entscheiden und mich zu etwas zu verpflichten, das ich doch immer verabscheut habe. Aber der alte Mann stellt sich all diese Fragen nicht. Sein Gesicht hellt sich auf.

Sobald er kann, begibt sich Monsieur Picquier nach unten ins Büro der Heimleitung. Ein Ereignis. Madame Masson kann es kaum fassen.